

## Ungelöste Fragen

### Die große Verantwortung der Unabhängigen

Den Reichsparteien wird allmählich schärflich angefaßt, der Schwierigkeiten der Regierungsbildung. Die unglaubliche Berührung, die sie am deutschen Volke trieben, rächt sich jetzt. Während die Konservativen kein allzu großes Gewicht auf die Teilnahme zu legen scheinen, drängen sich die Volksparteilager geradezu nach der „Buttertruppe“. Aber sie sehen ein, daß sie allein die Sache nicht machen können und lassen nun alle Hände locker. Die Ueberredung spielen, um die Sozialdemokraten zu bewegen, doch ja mitzumachen. Aber in den Kreisen der sozialdemokratischen Abgeordneten wie der Regierungsmitglieder scheint sich der Wille, von einem solchen Gebilde die Finger wegzulassen, immer mehr zu verdichten. Interessant sind die Auslassungen Erwins Barths, der in einem am vorgelassenen Artikel einer Verberterung der Koalition das Wort redet und sagt, daß die Partei auch weitere Opfer an Ansichten bei ihrer Wählererschaft bringen müsse. Der „Vorwärts“ tritt dieser Auffassung aber sehr lebhaft entgegen. Seine Auffassung geht gleich der unserer dahin, daß, wenn sich eine tragfähige Regierung mit den Unabhängigen zusammen bilden lasse, dann werde auch das Verbleiben der Sozialdemokratie in der Regierung zur Unmöglichkeit. Nach den bis jetzt vorliegenden Auslassungen aber lehnen die Unabhängigen eine Mitbestimmung ab. Deren Stellung ist ja sehr einfach, sie fußt aber auf einer solchen Auffassung ihrer jetzigen Nachposition. Einig konnte die U. S. P. trotz der verschiedenen Meinungen bisher nur werden durch die Gemeinsamkeit der Regation, durch ihre Abneigung gegen positive Arbeit, durch das Umgehen aller Schwierigkeiten, die jeder Regierung erwachsen müssen aus den Nachwirkungen des Krieges, aus der wirtschaftlichen Notlage, aus der festlichen Erschütterung unseres Volkes. Solange diese Partei klein war, vermochte sie sich von jeder Verantwortung in der Nationalversammlung freizuhalten. Bei der jetzigen Größe der Partei wird ihr diese Politik der Regation bald unmöglich gemacht werden, nicht durch die Parteien des Reichstages, sondern durch ihre eigene Wählererschaft, die positive Arbeit verlangen wird. Schon in Weimar war es die erste Tat der sozialdemokratischen Fraktion in der Nationalversammlung, der unabhängigen Partei ein Zusammengehen mit uns, eine Regierungsbildung im Verein mit uns anzubieten. Ihr damaliges kleines Häuflein hat das abgelehnt. Wenn nun die groß gewordene unabhängige Partei, die bei den Abstimmungen im Reichstag die Entscheidung in der Hand haben wird, ein gleiches Angebot unserer Partei erhält, so wird sie diese Entscheidung nicht so leicht fällen können wie in Weimar. Tut sie es doch, dann fällt ihr auch die ganze Verantwortung zu. Aber derartige Bedenken scheinen sie bis jetzt noch nicht zu bebrücken, denn sie erklären mit aller Bestimmtheit, daß sie mit keiner bürgerlichen Partei zusammengehen würden. Es gebe also unter Umständen, so schreibt Breitscheid in der „Freiheit“, nur eine Lösung auf parlamentarischer Basis: eine Regierung, gebildet aus allen bürgerlichen Parteien. Aus agitatorischen Gründen wäre dies den Unabhängigen selbstverständlich erwünscht, denn eine solche bürgerliche Regierung würde der äußersten Linken die Möglichkeit zur allerhöchsten Opposition geben.

Einem Mitarbeiter der „Neuen Berliner Zeitung“ gegenüber erklärte Breitscheid, der in zweijähriger Frist von den Demokraten über die Reichstagssozialisten zu den Unabhängigen gekommen ist, u. a. das folgende:

An dem Vorwurf, daß wir durch unsere Abneigung das Zustandekommen einer rein bürgerlichen Regierung fördern, tragen wir leicht. Um der Klarheit willen ist uns eine rein bürgerliche Regierung lieber als eine, die hinter sozialdemokratischen Kulissen bürgerliche Politik treibt. Wir lassen unsere Aufgabe anders auf. Man wird sich eben allmählich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß wir, wenn wir auch ins Parlament hineingehen, keine parlamentarische Partei im Sinne der übrigen Parteien sind.

Für die Unabhängigen wäre es nach ihrer ganzen Geschichte natürlich ein ungeheurer schwerer Entschluß, die agitatorisch vorteilhafte Rolle der Kritiker aufzugeben und sich an der positiven Arbeit zu beteiligen. Daß sie sich zu diesem Entschluß aufraffen werden, erwarten wir nicht. Trotzdem bleibt es unsere Pflicht, sie auf die Folgen ihres rein negativen Verhaltens, durch das die ganze Macht in die Hände der

äußersten Reaktion gespielt wird, aufmerksam zu machen und für die Zukunft die Verteilung der Verantwortlichkeit festzusetzen.

Wir hatten für die Wahlen die Parole ausgegeben: „Der Feind steht rechts!“, gegen unserer Politik, der es gelungen war, die Reakten fast zwei Jahre lang von der Macht fernzuhalten. Das Ergebnis der unabhängigen Wählerfolge aber ist eine derartige Stärkung der Reaktion, daß die Unabhängigen selbst keinen anderen Weg sehen als den, ihr zunächst wieder einmal die ganze Macht in die Hände zu legen; ein Erfolg, den sich die Arbeiterwähler, die einen unabhängigen Stimmzettel in die Urne legen, wohl nicht träumen ließen.

Das bisherige Regierungsorgan „Deutsche Allgemeine Ztg.“ ist bekanntlich von Trinius aufgekauft und seit einigen Tagen die Ansichten der Deutschen Volkspartei vertritt, betrachtet zwar das Verbleiben der Reichstagssozialdemokraten in der künftigen Koalition als außerordentlich wünschenswert, würde aber andererseits auch die Heranziehung der Deutschen Nationalen begehren. Was bei der Unvereinbarkeit dieser beiden formen Wünsche nun eigentlich das Ziel der Deutschen Volkspartei ist, verriet deren neues Organ nicht. Dagegen stellt es sich auf dem Standpunkt, daß man in den Kreisen der Partei die Gesetze des deutschen Volkes in Zukunft nicht mehr nach den Prinzipien der reinen parlamentarischen Kombination entscheiden lassen möchte. Man hält es für wünschenswert, daß die einzelnen Voten im neuen Kabinett nicht Abgeordneten, sondern nach Möglichkeit tüchtigen Fachmännern übertragen würden. In erster Linie denkt man an die Berufung eines Diplomaten zum Minister des Auswärtigen, eines Militärs zum Reichswehrminister und eines Wirtschaftsmannes zum Finanzminister. Also eine Kombination: Kubendorff-Hellrich. Die Humung an die Sozialdemokraten, einem Zeitigen Gebilde ihre Hilfe zuzufinden zu lassen, wirkt geradezu lächerlich.

Zu der Erklärung der Demokratischen Partei, die voraussetzt, die Schuld an der gegenwärtigen Lage den bisherigen Oppositionsparteien zuzuschreiben und diesen anheimzugeben, sehr Wege zu finden, auf denen sie eine aktionsfähige Regierung zustande bringe, meint die „Deutsche Allgemeine Ztg.“, diese Erklärung könne keinen Abschluß, sondern nur eine Etappe auf dem Wege der weiteren Beratungen bedeuten. Vorläufig sei die Aussicht auf Wiederherstellung der alten Koalition, wenn auch in einem sehr geschwächten Umfange, noch keineswegs völlig aus dem Bereich der Möglichkeiten ausgeschlossen.

Diesem Liebeswerben des neuen Schwerindustriellen Volkes gegenüber betont aber die „Frankf. Ztg.“ in ihrem heutigen zweiten Morgenblatt auf eine neue mit allem Nachdruck die ablehnende Haltung der Demokratischen Partei, indem sie schreibt:

Die Reichsparteien haben nichts anderes erreicht als furchterliche Verwirrung und daneben die Gefahren einer neuen Rechtsstellung der unbedingtesten Klassen, die Gefahr neuer Versuche gewaltsamer Lösungen von rechts oder links. Die Koalition war eben wirklich das einzige Mittel zur Verbesserung, zum friedlichen Aussteigen, zur Ueberleitung der Revolution in die gesetzmäßige Reform. Aber jetzt haben die Wähler die Koalition zur Unbedingtheit gemacht, die Reichsparteien haben zugehört, es ist durchwegs logisch, daß sie nun die Führung der Geschäfte übernehmen. Nur müssen sie das gefälligst als Minderheit tun, während die anderen Beobachtungen zusehen, ohne sie zu hindern, jetzt praktisch das in die Wirklichkeit umzusetzen, was sie in der Woblogitation an Hoffnungen weckten. Mehr als so bereitwilliges Abwarten ist von den bisherigen Reichstagsparteien nicht zu verlangen.

Die „Frankf. Ztg.“ tritt weiter der Auffassung entgegen, als habe sich in der Demokratischen Partei ein rechter Flügel abgesondert, der bereit sei, in eine rechtgerichtete Regierung einzutreten.

Wenn man die Auslassungen der „Frankf. Ztg.“ als maßgebende Meinung der Demokratischen Partei zu bewerten berechtigt ist, so scheint also festzusetzen, daß sich die Demokraten ebenfalls abspaltend beiseite stellen wollen.

Die Sache steht also so: Die Sozialdemokratie ist bereit, mit den Unabhängigen und jenem Teil der bürgerlichen Parteien, die sich zur Koalition und zur Demokratie bekennen, eine Koalition zu bilden. Da die Unabhängigen aber ablehnen, sind für uns die Möglichkeiten, positiv an dem weiteren Ausbau der demokratisch-republikanischen Einigung der jungen Republik mitzuarbeiten, erschöpft. Es ist also nichts anderes übrig, als tatsächlich jene Elemente die Führung zu überlassen, die das deutsche Volk aus Verderben befreit haben. Was daraus folgt, muß abgewartet werden.

Daß die Sozialdemokratie in ihrer Auffassung von der Lage einig ist zeigt auch die Stellungnahme des badischen Parteian-

schusses. Dieser nahm in gründlicher Erörterung Stellung zu den Fragen und stellte als einmütige Auffassung fest: Die bisherige Koalitionspolitik hat keine tragfähige Basis mehr. Eine Verberterung der Koalition nach rechts kommt nicht in Frage. Eine regierungsfähige Parlamentsmehrheit ist nur zu ermöglichen durch den Hinzutritt der Unabhängigen zu der bisherigen Koalitionsmehrheit. Das Scheitern einer solchen Mehrheitsbildung würde der Sozialdemokratischen Partei das Verbleiben in der Reichsregierung unmöglich machen.

### Änderung der Taktik?

Das m. Bureau in Mainz berichtet eine bei der drablichen Uebermittlung offenbar verkrüppelt übergebene Auslassung des heutigen „Vorwärts“, aus der geschlossen werden könnte, daß die Unabhängigen ihre Mitwirkung von gewissen Bedingungen abhängig machen. Uns selbst ist von solchen Bedingungen noch nichts bekannt und wir gehen daher die Meldung so wieder, wie sie uns das Nachrichtenbureau übermittelte:

Der „Vorwärts“ fragt, ob die von den Unabhängigen Sozialdemokraten neuverlangten aufgestellten Bedingungen der Regierungsbildung erfüllbar wären. Der Standpunkt, den die Unabhängigen jetzt einnehmen, sei jedenfalls viel vernünftiger, als der ursprüngliche; denn damit werde die Verantwortung für das Scheitern einer Koalition den bürgerlichen Mittelparteien zugeschoben. Die sozialdemokratische Fraktion werde die Bedingungen annehmen. Beide sozialdemokratischen Parteien würden dann ihre Bedingungen als gemeinsames Programm den bürgerlichen Mittelparteien unterbreiten. Lehnten diese ab, so sei es an ihnen, eine Regierung ohne Sozialdemokraten zu bilden.

### Beratungen

Berlin, 10. Juni. Die „Adn. Ztg.“ meldet: Im Verlaufe des gestrigen Tages hatte der Reichspräsident Oberst längere Besprechungen mit dem Reichskanzler Hermann Müller und später auch mit dem Reichsanwalt Koch. Zunächst dürfte Hermann Müller mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt werden, und sich zuerst an die U. S. P. wenden, um sie zum Beitritt in die bisherige Koalition aufzufordern. Von den maßgebendsten Führern ist der „Adn. Ztg.“ zufolge nachdrücklich erklärt worden, daß an ein „Innegehen mit der Deutschen Volkspartei nicht zu denken ist. Der einzige einer Auflösung des saum gewählten Reichstages sei wieder fallen gelassen worden, weil nicht anzunehmen sei, daß Neuwahlen ein wesentlich anderes Ergebnis haben würden. Der Vorschlag, ein Kabinett aus Fachmännern zu bilden, scheiterte schon daran, daß die sozialistischen Parteien und auch die Demokraten es ablehnten. Man müsse auf eine lange Dauer der Krise gefaßt sein. Weiter berichtet die „Voss. Zeitung“, daß nach dem zu erwartenden Scheitern des Versuches Hermann Müllers, ein Kabinett zu bilden, der Reichspräsident sich an Dr. Trübner oder an Dr. Stresemann mit dem Ersuchen wenden werde, die Kabinettsbildung zu übernehmen. Auch dieser Versuch werde auf Schwierigkeiten stoßen. Das „Berliner Tageblatt“ berichtet, daß der Reichskanzler Müller noch heute den Auftrag, ein Kabinett zu bilden, erhalten werde.

Aus Berlin wird uns geschrieben: Vorläufig sind alle Kombinationen und alle Erklärungen der bürgerlichen Zeitungen über die künftige Regierung verfrüht. Für einen ernsthaften Politiker hat es keinen Zweck, zu den gar zu geschätzten Vorschlägen bürgerlicher Zeitungen Stellung zu nehmen, die ein reines Wirtschaftskabinett empfehlen. Ebenso wenig kann aber auch der auf dem Zentrumsboden erwachsene Vorschlag von erdierbar erscheinen, daß bis zur Ernte die gegenwärtige Regierung als Geschäftsministerium verbleibe und dann entweder in beruhigter Stimmung eine Regierung gebildet oder der Reichstag aufgelöst werde. Wir müssen nun den Parteien, die sich des Sieges bei der Reichstagswahl rühmen, die Verantwortung überlassen. Sicher erscheint, daß die sozialdemokratische Partei nicht willens ist, ihr Verbleiben in der Regierung von irgend einem Zugeständnis abhängig zu machen. Soweit wir in unserer Partei bis in die extremsten rechtgerichteten Kreise Befragungen machen konnten, besteht keine Abweichung in dieser Entscheidung, weder hinsichtlich der Taktik nach links, noch nach rechts.

### Erzberger will sein Mandat niederlegen

Berlin, 9. Juni. Nach einer Meldung des „Abend“ aus Fulda wird Erzberger alsbald nach der Reichstagsauflösung sein Mandat niederlegen, falls seinem Eintritt in die Zentrumskoalition erhebliche Schwierigkeiten bereitet werden. Er sehe Parteilinteressen über persönliche und werde nicht großem Beiseite stehen.

## Die Schatzgräber

Humoristischer See-Roman.

Von H. B. Jacobs.

(Nachdruck verboten.)  
Fräulein Mancke sagte und häubte ab, lockte und schenerte ungelöst weiter, und so friedfertig war sein Benehmen, als er eines Morgens von einem Spaziergange zurückkehrte und das Vorderzimmer ausgeräumt fand, daß sie von ihrer Gewohnheit abwich und ihm die Notwendigkeit des Falles ausführlich auseinandersetzte.  
„Ich glaube selbst, daß es dem Zimmer gut tun wird,“ sagte der Kapitän.  
„Natürlich wird es das,“ entgegnete Selina. Sie glaubten doch wohl nicht, daß ich es zum Vergnügen tue? Ich dachte, Sie sollten sich in den Garten setzen, und natürlich muß es anfangen zu regnen.“  
Der Kapitän meinte, das schade nichts.  
„Joseph,“ fuhr Fräulein Mancke fort, während sie einen nassen Fleck in ihrem Eimer auszuräumte, „Joseph hat sich ein nettes Bein geholt. Es heilt sehr langsam.“  
Der Kapitän machte an der Küchentür halt und sagte, es räte ihm leid, das zu hören.  
„Wenn's auch was Schlimmeres als Inapete Beine gibt,“ bemerkte Fräulein Mancke weiter, mechanisch ihre Scheuerbürste einwendend: „auf See verloren gehen, zum Beispiel.“  
Kapitän Boldt gab keine Antwort. Er sah die Idee zu eigen machend, daß alle Wege nach Rom führen, hatte Fräulein Mancke sich ihrem Aufenthalt in der Archdukestraße viele indirekte Vorteile gemacht, das Gespräch auf die drei Schatzgräber zu bringen.  
„Die Herren sind wohl wirklich untergegangen?“ fragte sie, sich niederbückend und geräuschvoll schauernd.  
Der Kapitän, den Umstand, daß sie ihm den Rücken zuwandte, auszunutzen, blidete sie scharf an. Die Unverträglichkeit des Mädchens war flüchtig. Sein Blick wanderte von ihr zum Sekretär und da sein Auge auf den in der Klappe neben dem Sekretär stehenden ihm der Gewandte, ihr eine höchst nötige Lektion zu erteilen. Er hina über den Eimer auf den Sekretär zu, und wie er beim Aufsehen dem Blicke des Mädchens begegnete, drückte er den Schlüssel geräuschvoll im Schloß und steckte ihn mit übertriebener Wichtigkeit in die Tasche. Ein plötzlicher lebhafter Wechsel in Selinas Gesichtsfarbe zeigte ihm zu seiner Befriedigung, daß sein Mandat nach Gebühr gewürdigt worden war.  
„Gaben Sie Angst, daß ich was stehle?“ fragte sie höflich, als er wieder in die Küche trat.

Dem Kapitän sank das Herz, „Rein,“ sagte er hastig. „Aber das hat mir mal jemand einen Zettel daraus weggenommen,“ fügte er hinzu. „Daher halt ich es jetzt verschlossen.“  
Fräulein Mancke ließ die Bürste in den Eimer fallen, erhob sich langsam auf die Knie und hand nun da und trocknete sich die Hände in ihrer großen Schürze. Ihr Gesicht zeigte rote und weiße Flecken, und der Kapitän, der sie mit wachsendem Unbehagen betrachtete, begann Segel einzuziehen.  
„Ich dachte wenigstens, daß es jemand tat,“ murmelte er.  
Selina beachtete das nicht. „Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche rauskommen,“ sagte sie mit heiserer Stimme, indem sie an ihm vorbeischiebte.  
Der Kapitän gehorchte eifrig und trat in das ausgeräumte Zimmer, wo er eine Zeit lang zum Fenster hinausstarrte und dem Regen zusah. Dann stolperte er sich seine Pfeife, und einen kleinen Stuhl, der kopflos auf einem großen saß, entsetzend, nahm er dessen Platz ein und starrte hilflos den nassen Fußboden und die allgemeine Unordnung an.  
Nach dem Verlauf einer Stunde warf er einen schlüchternen Blick in die Küche. Selina Mancke sah, ihm den Rücken zuckend, brütend beim Herde. Es schien ihm ganz klar, daß sie sich schäme, ihm ins Gesicht zu sehen, und erkrumte, sich Anhandgefühle bei ihr zu finden, beschloß er, ihr weitere Verlegenheiten zu ersparen und nach oben zu gehen. Er ging geräuschvoll die Treppe hinauf und schloß seine Tür mit einem Knall, aber obwohl er sie nachher wieder öffnete und scharf lauschte, hörte er keinen Ton von unten.  
Am Ende der zweiten Stunde hatte sich seine Unruhe in Bekümmern verwandelt. Das Haus war still wie ein Grab, das Wohnzimmer besaß sich immer noch im Zustande des Chaos und ein gesunder Appetit heilte ihm andauernd die ominöse und unheimliche Frage, wie es mit dem Wittweessen stehe. Eine heitere Melodie klang, aber er dachte wieder nach unten und steckte den Kopf in die Küche. Selina sah noch in derselben Stellung da und gab, als er hustete, keine Antwort.  
„Wie ist es mit dem Essen?“ fragte er endlich mit einer Stimme, die unmerklich erschauern sollte.  
„Geben Sie weg,“ bemerkte Selina brummig. „Ich will kein Essen.“  
Der Kapitän fragte, „Aber ich,“ sagte er mit Nachdruck.  
„Dann lassen Sie es sich nur selbst,“ antwortete Fräulein Mancke, ohne den Kopf zu wenden. „Ich könnte am Ende eine Kartoffel oder sonst was fressen.“  
„Neben Sie keinen Unfuss,“ meinte der andere nervös.  
„Ich bin keine Diebin,“ fuhr Fräulein Mancke fort. „Ich arbeite so fleißig, wie nur irgend jemand in Lunderstadt, und selber kann behaupten, daß ich ihm auch nur so viel wie einen Pfennig entwendet habe. Wenn ich auch arm bin, so bin ich doch ehrlich.“  
„Das weiß jeder,“ bemerkte der Kapitän mit Bestimmtheit.  
„Sie sauten. Sie wollten den Zettel nicht mehr haben,“ sprach Selina, sich endlich umwendend und ihn zornig anschauend, weiter. „Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren, sonst würde ich ihn nicht genommen haben. Und wenn sie zurückgekommen wären, hätten Sie Ihren Anteil gefressen. Sie wollten den Schatz selbst nicht haben und Sie wollten auch nicht, daß andere Leute ihn kriegen. Und er gehörte Ihnen auch nicht, das hab' ich selbst gehört, wie Sie das sagten.“  
„Ja, auf denn, sagen Sie kein Wort mehr davon,“ entgegnete der Kapitän. „Wenn jemand danach fragt, können Sie sagen, daß ich dachte, daß Sie den Zettel hatten. Jetzt gehen Sie und stecken Sie den da wieder in den Sekretär.“  
Er warf den Schlüssel auf den Tisch und nach einem Augenblick des Jägers wendete sich Fräulein Mancke mit zufriedenen Lächeln um und nahm ihn auf. Die folgende Stunde verbrachte der Kapitän in seinem Schlafzimmer, denn Fräulein Manckes eilige Evolutionen, wie sie von den Kochtöpfen zum Wohnzimmer und vom Wohnzimmer zurück zu den Kochtöpfen lief, erforderten freies Gehör.  
Eine Woche später war sie einer der glücklichsten Menschen in Lunderstadt. Eward Bogdora hatte ein Rabel von Australien auf Neu-Seeland empfangen. Alle in Lunderstadt; reisen heimwärts,“ und sie teilte sich mit Frau Grot und Frau Stobel in die herzlichsten Glückwünsche eines großen Freundeskreises. Ihre Freude wurde nur etwas durch den fieberhaften Zustand des Herrn Wölbe beim Anhören und der Reueigkeit beeinträchtigt.

### Einmündigkeitskapitel

Aum Glück für ihre Gemütsruhe hatten Herr Grot und seine Freunde, die an Bord des Dampfers „Scharnhorst“ in Sicherheit der Heimat zurückkehrten, keine Ahnung davon, daß die Geschichte des Schatzes öffentliches Gemeingut geworden war. Seit ihrer Verheiratung war sie der Hauptgesprächgegenstand in der Stadt geworden, und da Fräulein Mancke es jetzt nicht mehr nötig hatte, ihren Anteil an der Sache geheim zu halten, wurde Herr Gottlieb Eberwein von seiner Reputation als Lügenbold, unter der er lange schwer gelitten hatte, befreit.  
Die verschiedensten fröhlichen und wohlthätigen Vereinigungen begannen sich jetzt zu regen. Infolge seines unruhigen Wesens und seiner Liebe zur Veränderung beanspruchten nicht weniger als drei Tellen Herrn Grot für sich und erhofften sich, unter Hinweis auf seine früheren Spenden, eine goldene Zukunft.  
(Fortsetzung folgt.)

Der derzeitigen Marktlage entsprechend haben wir

# Schuhwaren ganz bedeutend im Preise herabgesetzt.

## BLUMENTHAL

Beachten Sie unsere Auslagen und lassen Sie sich im eigensten Interesse die günstige Gelegenheit nicht entgehen.

Die gute **75 Pfg. Zigarre!**  
**J. Stassen**, nur Wellritzstr. 7  
**Lehrerheim-Lose**  
11 Stück 20 Mk., 1 Frellos.

### Für die Reisezeit:

Sacco-Anzüge M. 220.—, 600.—, 1000.—  
M. 1500.—, 1900.—  
Sport-Anzüge M. 370.—, 750.—, 1300.—  
Sport-Paletots M. 420.—, 900.—, 1350.—  
Hosen . . . M. 30.—, 75.—, 150.—  
M. 225.—, 300.—

Echte imprägnierte Münchener Loden-  
Mäntel und Capes für Herren und Damen.  
Sport-Hosen, Westen, Gürtel, Strümpfe u.  
Gamaschen :: **Cataway-Anzüge**  
**Hochzeits-Anzüge**: Fantasie-Westen  
Preiswerte Herrenstoffe: Maßanfertigung

**Bruno Wandt**  
Wiesbaden: Kirchgasse 56

### Grosser Emaille-Ausverkauf

Räumungshalber verkaufe ich  
**Ein Waggon Ia Emaille-Waren**  
zu Engros-Preisen  
an jedermann stückweise.  
**E. Chandrose**, Rheinstrasse 32  
Verkaufsort Hof rechts.

### Trauringe

sehr massiv, in 8- u. 14-kar.  
Gold, werden zu stannend  
billig. Preise abgegeben.  
Bitte sehen Sie sich meine  
Schaufenster an.  
Reparaturen werden gut und billig ausgeführt.  
**M. Krasnoborski**  
Bleichstraße 28.

### Fühner-, Rücken-, Tauben-, Vogel-Futter

offeriert laufend  
**Samenhaus G. Nickel**, Wellritz-  
straße 30.

### Preissturz! Preissturz! Hoffmanns Schuhklinik

15 Goldgasse 15.  
**Ledersohlen und Fleck**  
Kinder 25-35 Mk., Damen 42 Mk.,  
Herren 59 Mk.

Verarbeitung von nur **prima** Kernleder.  
Eine Probe überzeugt Sie! Kulante Bedienung!  
**Annahme aller Schuhreparaturen**  
auch bei Gestellung des Leders, zu zivilen Preisen.  
**Schnellste Bedienung (1-2 Tage).**

**Gummi-sohlen u. Fleck**  
Damen 24-27 Mk., Herren 32-35 Mk.  
**Ausschnitt von Ledersohlen.**  
**Ausschnitt von Gummi-sohlen.**

Verkauf von:  
Gummi-sohlen, Paar 9-16 Mk.  
Gummiabsätze „ 3-12 „  
**a Qualität** (deutsche, englische, französische, amerikan.  
Fabrikate).

Alle Sortiments **Schuhbänder**, **Schuhcreme** usw.  
**Gelegenheitskäufe in Schuhwaren!**

### Bekanntmachung.

Einzahlungen auf Geschäftsanteile (Mitgliedsguthaben), die vor  
Schluss eines Vierteljahres erfolgen, nehmen von diesem Zeitpunkt  
ab an dem Gewinn teil.

Beabsichtigte Einzahlungen unserer Mitglieder sind demnach  
**zweckmässig vor 30. Juni 1920 zu leisten.**

**Ebenso empfiehlt es sich für noch hinzu-  
tretende Mitglieder, die Mitgliedschaft tanlichst  
vor dem 30. Juni zu erwerben.**

Wiesbaden, den 5. Juni 1920.

### Vereinsbank Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht  
Eigenes Geschäftsgebäude: **Mauritiusstrasse 7.**

### Kaufhaus Otto Nietschmann N.

WIESBADEN :: Ecke Kirchgasse und Friedrichstrasse :: WIESBADEN

Glas-, Porzellan-, Emaille-, Luxuswaren  
**Enorm billig! Enorm billig!**

Spezialgeschäft für vollständige Küchen-Einrichtungen.

Frisch eingetroffen!

**Geräuch. Schellfische Pfd. Mk. 5.—**

in Kisten Netto 27 Pfund zu Exportpreisen.

**Fst. Lachsbücklinge Stck. Mk. 1.60**

in Kisten von 100 Stück zu Exportpreisen.

Feinste Rollmops, Bismarckheringe, Senftheringe  
Aal in Gelee, Hering in Gelee, Schellfisch in Gelee.

**Holl. Vollheringe. Schott. Matjesheringe**

Alles stets frisch gut und billig in

### Frickel's Fischhallen

Grabenstr. 16  
Bleichstr. 26  
Kirchgasse 7  
Wörthstr. 24

### Alfred Serbser :: Wiesbaden

Telephon 2736. Ellenbogengasse 9. Telephon 2736.

Bringe hiermit meine bessere

### Herren-Maß Schneiderei und Stoffverkauf

In empfehlende Erinnerung. — Sorgfältige  
Ausführung und Sitz, „auch bei Zugabe  
von Stoffen“, sowie aufmerksame Bedienung  
wird zugesichert. — **MÄßIGE Preise.**

**Reichhaltiges Lager in- u. ausländischer Stoffe**

**Goldene und silberne Uhren** Solider junger Herr sucht per-  
sönlich möbliert. Zimmer  
kauf M. Heine, Uhrmacher, mögl. Zentrum, Offerten u. 30  
Wellritzstraße 4. 500 an die Expedition d. Blattes.

### Trauringe

Dukatengold 990 gestemp. 18 kar. Gold 750  
14 kar. Gold 585

8 karät. Gold 333  
gestempelt v. Mk. 50.— an

WIESBADEN

**Bok**, Kirchgasse Nr. 70

### Rauche mit Kokon

D. R. P. 318048.

„Brach Dir das Rauchen sonst Vordruss,  
Mit Kokon schaffst Dir's Hochgenuss!“

**Glänzende Beurteilungen!**

In Tabakverkaufsstellen überall erhältlich.

Generalvertrieb: **Saladin Franz**, Wiesbaden

Waldstrasse 5 Telephon 4975

### Großer Preisabschlag!

Reiche Auswahl  
in weißen Damen- und Kinderschuh  
moderne Fassons, zu billigen Preisen.

**Schuhhaus Schwarz** Michael-  
berg 21

### Korsetten!

Aus zugegebenen Stoffen fertige alle Arten Korsetten  
mit prima Zutat (Friedensware) im eigenen Atelier.  
Grosse Auswahl guter Stoffe.

**Karl Goldstein**  
Webergasse 18 Webergasse 18

### Ganz Wiesbaden

spricht davon, daß unter meiner persönl. Leitung  
aller Art Kleidungsstücke tadellos angefertigt werden.  
Im Lager vorrätig: Anzüge, Westen, Paletots,  
Westen und circa 1000 gute Hosen eigener  
Anfertigung von 80 Mk. an.  
Gute Stoffe werden auch meterweise abgegeben.  
**J. Stiep**, Fraulbrunnstr. 9 (Ecken).  
25 Jahre früher Zuschneider im In- und Ausland.

### Schönheit der Büste

erhält jede Dame durch mein Kraftstoff-  
pulver oder orientalische Pulverpillen. Un-  
schädlich. Garantieren. Eine Erhebung  
12 Mk. liefert Beweise. Einen schnellen Ge-  
folg erzielen Sie durch gleichzeitige An-  
wendung von Pulver und Pulverpillen. Vollständige  
Kur 58.— Mk.

**Verbandhaus Gurski**

Berlin W 2/104  
Grolmannstraße 37.

Ich kaufe  
zu sehr vorteilhaften Preisen:

Brillanten, Zahngebisse, Holz-  
brennstifte, goldene Schmück-  
sachen, Leuchter, Uhren und  
Ketten, silberne Bestecke usw.

**Eduard Heesen**

Wagemannstr. 21 Wagemannstr. 21

# Wiesbadener Bank

## für Handel und Gewerbe

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht

Mitgliederzahl: 9569

Friedrichstrasse 20

:: Gegründet 1860 ::

Postscheckkonto: Nr. 1308 Frankfurt a. M. und Nr. 48450 Köln a. Rh.

Ausführung aller Bankgeschäfte

**Kreditgewährung**

gegen Bürgschaft, Hypotheken  
oder Wertpapiere

**Stahlkammer und Schrankfächer**  
neuester Ausführung

Verwahrung und Verwaltung  
von Wertpapieren und verschlossenen  
Wertstücken

# Unterhaltungsblatt

Nr. 22

Samstag, den 12. Juni

1920

Gott, was ist Glück! Eine Griechsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist schon viel.

Theodor Fontane.

## Der Hofdienbäcker von Kur-Mainz

von Conrad Kraus.

b) Historische Novelle aus Kur-Mainz.

Seit jenen Vorfällen am ersten Pfingsttage und der vorausgegangenen Nacht in der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz mochten vierzehn Tage verflossen sein, als sich drüben im Maintale wichtige kriegerische Ereignisse abzuspielen begannen.

Der Kurfürst „Schweikard von Kronenberg“ war ausgezogen mit so vieler Mannschaft, als er gerade zusammenbringen umstande war, um seine von dem Mansfelder, der sich mit dem Herzoge von Braunschweig vereinigt, besetzten und wie von Bombalen zerstörten Aemter Höchst und Oberursel wieder zu erobern.

Noch waren die kurfürstlichen nicht stark genug, den Feind, der dem Vornehmen nach 15 000 Mann Truppen aller Art musterte, mit Erfolg anzugreifen.

Zwar waren von den aus den Niederlanden heimziehenden, kaiserlichen Reichstruppen 4 bis 5000 Mann zu den Mainzern gestoßen, nichts desto weniger zählte die kurfürstliche Armee, alles in allem nur 8 bis 9000 Mann.

Sie lagerte à cheval des Maines in einer Bunte, die sich vom Fuße der Lannunshöhen, bei Weilbach nach Flörsheim, über den Main nach Rüsselsheim bis an den Waldweiler Rauenheim hinzog.

Ihre Vorposten standen bis vor Soden, Höchst, Eppstein und Königstein. Letzteres, ob zwar eine Feste, war von geringer Bedeutung, da sie nur eine sehr kleine Besatzung aufzunehmen geeignet war.

Das Hauptquartier der Kur-Mainzer Armee befand sich an diesem Tage auf einem Gehöft, zwischen Hochheim und Hofheim.

Der Kurfürst selbst residierte nicht ständig im Lager, aber er kam ab und zu von Mainz. Als sein Vertreter, oder vielmehr erster Kriegsminister, fungierte der Domherr „Winand von Rauschenberg“, ein leinzwegs kriegs- und kampfeslustiger — sondern ein äußerst friedliebender priesterlicher Herr, der über seine eigene Person in seiner jovialer Weise zu scherzen verstand, wenn er der Soutane ledig im unbequemen Edelmannsleide der damaligen Zeit, das lange Schwert an der Seite und mit vom Hute wallenden Federn zu Pferde steigen wählte, um mit dem kommandierenden kaiserlichen General von Rheinhüller die Truppen zu inspizieren.

Es war am zweiten Montage nach Pfingsten 1621 des Nachmittags; genannte hohe Herren mit ihrem Stabe waren gerade von den Pferden gestiegen und im kurfürstlichen Prunzelte des Hauptquartiers beschäftigt, sich bei einem kräftigen Imbisse, den sie „mit einem Gläschen“ Hochheimer Domdechanei hinunterpflüsten, von den Strapazen des Tages zu erholen, als zwei Offiziere herangesprengt kamen.

Der eine gehörte der Kur-Mainzer Armee an, der andere staubbedeckt, trug die Uniform der Tillyschen Reiter.

Der geistliche Kriegsminister betrachtete wohlgefälligen Blickes die hohe Gestalt des Mainzer Offiziers —

„Was bringen Sie uns neues, Leutnant Koll?“ fragte er kurz, aber wohlwollend.

„Kaiserlicher Offizier, Ueberbringer von Deveschen Seiner Erzellenz des Feldmarschalles, hat über Oppenheim, Ginsheim und Rüsselsheim unsere Vorposten erreicht, von wo ich ihn herherbegleitete!“

Auf den Wink des kommandierenden Generales von Rheinhüller verließen alle übrigen Anwesenden, mit Ausnahme des Domherrn, des Kuriers und Kolls das Zelt.

Die Deveschen enthielt:n die Nachricht, daß Tilly mit 10 000

Mann, aus der Oberpfalz kommend, im Anmarsch begriffen, innerhalb zwei Tagen angreifen werde und daß die Kur-Mainzer, sobald sie den Donner seiner Kanonen vernähmen, gleichfalls vorrücken, angreifen und besonders das Entweichen des Feindes zu verhindern trachten sollten!

Die Dispositionen des Tillyschen Angriffes waren, soweit voraus bestimmbar, detailliert, und die Dispositionen des Angriffes von Kur-Mainzer Seite der Weisheit des kurfürstlichen Kriegsrates überlassen. —

Wald entwickelte sich reges Leben im Lager; alle nicht zur Armee gehörigen Personen wurden sofort des Lagers verwiesen, die Höfe, Dörfer und einzeln stehenden Wohnhäuser umstellt und streng bewacht, damit dem Feinde nicht etwa Kunde hinterbracht werde von dem beabsichtigten Angriff.

Ordonnanzen sprengten davon, Trompetensignale ertönten, bis die Sonne hinabsank und mit ihrem zarten Nebelschleier die Gegend überzog und in ihr Nachtleid hüllte.

Ruhiger und ruhiger ward es im Lager, nur gar manche Herzen pochten laut und ungeflüm, in Erwartung der bevorstehenden Ereignisse.

Auch in Kolls Herzen jagte das Blut schneller seines Weges — doch war es nicht der voraussehbare Kampf, der ihn erregte, nein — er hatte vor seinem Zelte gestanden und hinübergeblickt nach den Türmen von Mainz, so lange sie noch im Strahle der untergehenden Sonne leuchteten, und als auch sie im Nebel verschwunden, war er zurückgetreten und saß jetzt, nachgrübelnd über das seltsame Gebaren der Geliebten, als er an jenem Morgen, Freude und Glück im Herzen, sie in seine Arme zu schließen hoffen durfte —

Hatte er in der Zeit, da sie sich zum letzten Male gesehen, nicht einen großen Schritt jenem schönen Ziele, der Vereinigung mit Agnesen, entgegen getan? Hatte er sich nicht zum Offizier aufgeschwungen durch Kühnheit, Umsicht und Selbstopferung!

„Koll Godefried!“

War es Täuschung? Hatt man nicht leise seinen Namen gerufen?

Nein — abermals rief eine rauhe Stimme an der Zeltwand leise:

„Koll Godefried!“

Der Gerufene sprang auf und trat vor das Zelt; in der Dunkelheit konnte er eine Gestalt im Kleide der kurfürstlichen Stücknechte erkennen.

„Wer seid Ihr? Und was wollt Ihr?“

„Still, laßt uns vor allem aus dem Bereiche menschlicher Augen und Ohren treten, dann will ich reden.“

„Kommt!“

Beide traten ins Zelt.

Der Fremde nestelte an seinem Gewande herum, der Stahl tickte am Stein, Funken sprühten von der Lunte des Stücknechtes und bald brannte ein Lichtstrumpf, der in dem Halse emer Weinflasche als improvisierter Leuchter stand.

Bei dem trüben Lichte, das der Unschlitzhumpf verbreitete, sah der Kur-Mainzer Leutnant eine merkwürdige Gestalt vor sich.

Auf dem verwitterten Gesichte waren die Spuren eines wilden, abenteuerlichen Lebens eingegraben; ein langer, grauer Schnurrbart vereinigte sich mit dem dichten Kinnsbart und hing in langen, weißen Strähnen bis auf die Brust herab; buschige Augenbrauen überschatteten dunkle, schlau-blickende Augen, und kurzgeschorenes Haar, durch die Jahre gebleicht, bedeckte in kleinen, dichten, krausen Locken seinen schmalen Schädel.

Das Kleid des kurfürstlichen Stücknechtes paßte auffallend zu seinem Aeußeren und der alte Soldat würde eine stattliche Figur vorgestellt haben, hätte ihn nicht eine Deformität der linken Hälfte zu leichtem Hinken genötigt.

Der junge Offizier maß den alten Soldaten von unten bis oben und ein freundliches Lächeln überflog seine Züge:

„Sollte Euch kennen, Mann?“

„Soll' 's auch meinen, junger Herr!“ war des Stücknechts rauhe aber herzliche Erwiderung.

„Ihr seid Hiram, der Armbruster, habt Euch aber sehr zu Euerem Vorteil verändert,“ rief der junge Offizier freundlich aber vorsichtig.

„Wie auch Ihr“ lachte Hiram leise in sich hinein; Ihr seid vom kurfürstlichen Leibgardisten zum Reiter-Offizier avanciert, und ich vom Lumpen und Herumstreicher zum kurfürstlichen Stücknecht. — Hab' 's satt getriegt, das Handwort, das gar keinen Boden mehr hat, viel weniger einen goldenen. — Die letzte Armbrust, die ich gemacht, war für Euch — ein Spielzeug.“

Der Offizier hatte inzwischen einen großen Steinkrug mit Wein auf den Tisch gestellt, einen zinnernen Humpen gefüllt und dem anderen zugewandt.

„Euer Wohl, Herr Rolf“, seufzte Hiram, nach einem tiefen und langen Zuge; dann trat er an die Zelthöhle, spähte hinaus nach allen Seiten und als er alles ruhig fand und niemand in der Nähe erblickt, kam er zurück und setzte sich ungerührt, Rolf gegenüber, auf einen hohen Bockstiel, der am Boden lag.

„Ihr seid neugierig, Herr, zu wissen, was mich zu Euch führt?“ begann er ernst den jungen Mann fixierend.

Rolf nickte stillschweigend.

„Ich sah Euch vor zehn Tagen zufällig bei den Truppen,“ fuhr der Alte fort, „Ihr trugt den Arm in der Binde; seid Ihr verwundet?“

„Jetzt nicht mehr, nur ein leichter Hieb in den Oberarm, der bald geheilt war,“ erwiderte Rolf und streckte zum Zeichen seiner Gesundheit seinen Arm, ergriß einen Stuhl und hielt ihn am Beine gerade ausgestreckt, hinaus.

„Das ist geschickt,“ sprach Hiram und mäthigte seine Stimme bis zum Zischen, „man wird ihn gebrauchen können, diesen Arm!“

„Warum, was gibts — Ihr seid so sonderbar — redet frei von der Lober weg!“ rief der andere, einige Neugierde verzeigend.

„Nicht,“ machte der Alte, „es gibt Ehre und Avancement für Euch — Ihr seid nicht unjosst der Sohn meines alten Kameraden, Godefried — Ihr sollt die Kaskanen aus dem Feuer holen, aber für Euch selber, nicht für andere. Hört: Ihr kennt doch den Schustern, den Feldhauptmann, den Nimwart von Gehr?“

Rolf nickte bejahend.

„Weiß, daß Ihr ihn kennt,“ fuhr der Alte fort.

„Er scharnuzierte vor zwei Jahren um Euer Schwesterlein — doch der alte Godefried verstand seinen Spaß und hätte ihn mit ein Haar erschlagen, als er eines abends uns Haus heimerschlich!“

Rolfs Gesicht rötete sich, eine hohe Erregung bemächtigte sich seiner.

Hiram fuhr fort:

„Ihr wißt davon nichts, Ihr waret schon fort beim Heer — aber ich, ich weiß es, ich war dabei. Gut, dieser Nimwart dient unter Ahdenbiller — er hat eine halbe Schwadron unter sich. Schon längst muß seine Stellung erschüttert sein, er ist ein Spieler und Säuser, ein Raufbold und aller Niederträchtigkeiten voll.“

Rolf lauschte immer gespannter den Worten des alten Soldaten.

„Jetzt, gebt acht! Vor zwei Stunden lag ich droben, am Waldestrand, in einem dichten Gebüsch und schlief, da wackten mich Koffeshufe und Menschenstimmen. Ich bliete vorsichtig — dem Vorsicht kann nie schaden — nach der Gegend, von wo der Lärm kam. Ich sah den Nimwart mit noch sieben oder acht anderen zu Pferde daherkommen. Nicht weit von der Stelle, an der ich lag, machten sie Halt — stiegen von den Pferden, und vier von ihnen setzten sich auf Felsblöcke; die vier anderen ritten jeder mit einem ledigen Pferde, nach den vier Windrichtungen in den Wald und reckten sich auf, um nach etwaigen Näherkommenden zu spähen und die anderen zu warnen.“

Der junge Offizier zitterte vor Erregung.

„Da vernahm ich aus dem Munde des Nimwart einen Plan, so niederträchtig, so insam, daß mir die Haut schauderte, und da gehört schon was dazu!“

Rolf reichte dem Stücknecht den Krug und sprach erregt:

„Stärkt Euch erst alter Freund, ehe Ihr weiter sahrt!“

„Danke!“ erwiderte dieser und fuhr nach einem langen Zuge aus dem Steinkrug, fort:

„Nimwart, mit seinen vier Spielgesellen, will austneifen und in die Reihen des Mansfelders übergehen, will, gegen ein hohes Entgelt, dem Feinde das Anrücken Tillys und die Dispositionen des Mainzer Kriegszuges verraten.“

Der junge Offizier fuhr auf und griff nach Hut und Schwert —

„Hölle und Teufel,“ rief er; „hier gilt's Eile, wenn der Schust noch erwischt werden soll!“

Der Alte hielt ihn mit seiner eisernen Hand am Arm zurück —

„Halt, junger Brankopf, das ist noch nicht alles,“ fuhr er hastig fort und drückte den jungen Mann auf seinen Sitz nieder —

„Das ist, bei Gott, genug, hier muß schnellstens eingegriffen werden“ — rief Rolf und wollte abermals aufspringen —

„Schweig um Gotteswillen und hör mich nur erst aus damit man sicher gehe und vor allen Dingen sag' ich Euch noch einmal, sprecht leise! Herr Rolf, den Namen von der Sache, den sollt Ihr abschöpfen!“

Dort oben, am Fuße des Königsteines steht unser letzter Vorposten; er besteht heute nacht aus vier Reitern und dem „Osteiner“, als kommandierendem Offizier. Die Grafen von Ostein sind reich und wohl vorgesehen, wenn sie zu Felde gehen, und außerdem hat der junge Graf vergangene Nacht einen Haufen Gold im Spiele gewonnen. Alles das trägt er bei sich, wie es Sitte ist im Felde —

„Woher wollt Ihr das all' wissen?“ fiel ihm Rolf in die Rede. Der Stücknecht erwiderte rasch:

„Wort für Wort des Schurken, Nimwart, Bericht an seine Spielgesellen. Nach Mitternacht geht der Mond unter, dann wollen sie, mit geschwärzten Gesichtern — mit den Feldzeichen des Feindes verkleidet, diesen Vorposten überfallen, nieder machen, die Leiche des Osteiners auspfändern und direkt zum Feinde überlaufen.“

„Vermaledeiter Hund!“ fluchte Rolf, in die Höhe schreitend, „jetzt kenne ich auch den Dieb, der uns alle bestahl — wir lagerten in Geldern — wir waren Zeltkameraden, Nimwart und noch vier oder fünf andere; eines Tages kehrten wir zurück von einer Expedition, da fanden wir uns sämtlich unseres Geldes und unserer Wertsachen beraubt, das war — jetzt sehe ich es klar — Nimwarts Tun!“

„Keines anderen, Herr, Ihr habt Recht!“ rief Hiram, trunt: an's Wert, der Feldhauptmann muß auf der Tat ertappt und gefangen werden und zwar lebend — an den vier anderen ist nichts gelegen.“

Rolf halte sich inzwischen ordnungsmäßig abgesetzt und wollte hinausflühen.

„Lebt wohl, Hiram, ich muß meiner Pflicht Gemüge leisten,“ rief er —

Der Stücknecht vertat ihm den Weg:

„Bergebt einem alten Graukopf und erfahrenen Kriegszweck, wenn er Euch einen Rat geben will: Vertraut Euch niemanden an, als dem kommandierenden General, sonst schnappt Euch ein anderer die Belohnung vor dem Munde hinweg — Ihr selbst müßt Euch, mit fünf oder sechs Eurer Leute in der Nähe des Postens in den Hinterhalt legen, während ich voraus eile und den Osteiner benachrichtige, daß er mit seinen Leuten sich, anscheinend, überfallen läßt.“

„Danke Euch, Hiram, Ihr habt Recht — auf Wiedersehen;“ mit diesen Worten eilte Rolf aus dem Zelte.

Hiram schüttelte den Steinkrug und da er noch Flüssigkeit darin wahrnahm, tat er einen tiefen Zug, blickte das Licht aus und schlich, vorsichtig sich umbliekend, in die Nacht hinaus.

Eine halbe Stunde später verließen fünf einzelne Reiter das Lager in der Richtung nach Mainz.

Kurz vor Hofheim vereinigten sie sich und schlugen, scharf rechts abbiegend, einen Weg ein, der sie bald in das Dunkel des Waldes führte, worin sie verschwanden. Es war Rolf mit vier andern Leuten seines Zuges.

In Hofheim verließ der Nachwächter die zehnte Stunde. (Fortsetzung folgt.)

## Zwei Kulturen

Von M. Gorki.

Heberoll und immer hat die Geschichte den Menschen vom Lande und den Stadtmenschen als zwei psychologisch ganz verschiedene Typen erzeugt, wobei diese Verschiedenheit sich immer

mehr vertieft, denn mit der Schnelligkeit des Achilles drängt die Stadt vorwärts, das flache Land aber ist nicht behender als die Schildkröte.

Der Dorfbewohner, das ist ein Individuum vornehmlich zoologischer Art, ein Wesen, das in harter Arbeit von den ersten Frühlingstagen bis zum Spätherbst Korn schafft, um den größeren Teil davon zu verkaufen, den kleineren zu verzehren in den Tagen des verdammten, unbarmherzig kalten Winters.

Kein Zweifel — herrlich ist im Sommer „der äppigen Felder lebendig Gold“, aber im Herbst, wenn das Gold verschwunden, liegt die Erde wieder nackt und entblößt da, wieder fordert sie harte Arbeit, wieder saugt sie fruchtlos die Energie des Menschen aus.

Dieser Mensch ist ganz — innerlich und äußerlich — von den Naturmächten geknechtet, er kämpft nicht gegen sie, sondern paßt sich ihnen bloß an. Die ephemeren Resultate seiner Arbeit flößen ihm keine Achtung bei sich selber, vor seinen schöpferischen Fähigkeiten ein — sie können es nicht. Von allem, was er schafft, bleibt auf der Erde nur Stroh und seine dunkle, enge, strohbedeckte Hütte zurück.

Die Arbeit des Bauern ist allzu schwer und ihre Schwierigkeit, verbunden mit ihrem täglichen Ergebnis, vertieft besonders — und das ist ganz natürlich — in der Seele des Bauern den dunklen Instinkt des Eigentums, macht ihn fast unerschütterlich. Diesem Instinkt vermag die Lehre kaum beizukommen, nach der des Urmenschen Sündenfall gerade der Besitz und nicht der böse Streich gewesen, den der Teufel und Eva dem einsältigen Adam gespielt.

Wenn von Kultur und Bourgeoisie gesprochen wird, denke ich gerade an die Kultur des Dorfes — wenn man bloß diese beiden Begriffe — Kultur und Dorf — vereinigen kann, die in ihrem geistigen Wesen ja nicht vereinbar sind. Die Kultur, das ist der Prozeß der Schöpfung der Ideen, ihre Verkörperung in Gestalt von Büchern, Maschinen, wissenschaftlichen Instrumenten, Gemälden, Bauwerken, Monumenten, — in Gestalt verschiedener Gegenstände, welche, indem sie die Kristallisation von Ideen darstellen, als Anreger anderer Ideen wirken, und, quantitativ wachsend, konzentrische Kreise ziehen, die ganze Welt immer weiter umspannen, bemüht, die geheimen Ursachen aller ihrer Erscheinungen zu erfassen und aufzudecken.

Eine solche Kultur schafft das Dorf nicht, und es schafft sich auch keine anderen Denkmäler, als in Wortgestalt, in Form des Märchens, des Liedes, des Sprichwortes. Ja, rühr-ad ist das eintönige Lied des Dorfes, seine klagenbe Lyrik könnte Steine erweichen, aber Steine lassen sich durch Lieder nicht erweichen, Menschen auch nicht. Ohne Zweifel — auf dem Lande gibt es viel wehmütige Poetie, und sie lockt uns auf Jurwege der Empfindsamkeit, aber unermesslich bedeutsamer an Wesen und Umfang ist die Prosa des Dorfes, seine noch animalisch-epische Prosa. Die Dorzhypen sind allzu wenig bemerkbar im stetigen Drama des Alltagslebens des Bauern.

Im Vergleich zur passiven, halbtoten Psyche des alten Dorfes erscheint das städtische Bürgertum auf gewisser Entwicklungsstufe als ein überaus wertvolles schöpferisches Element, als jene scharfe Säure, die durchaus dazu angetan ist, die scheinbar weiche, in der Tat aber eiserne Seele des Bauern aufzulösen. Die Trägheit des Dorfes kann nur durch die Wissenschaft und durch sozialistischen Großbetrieb besiegt werden. Man muß eine ungeheuerliche Zahl landwirtschaftlicher Maschinen bauen, sie allein werden den Bauern überzeugen, daß Eigentum eine Kette ist, durch die er wie ein Tiger gefesselt wird, daß es ihm geistig unvorteilhaft ist, daß unvernünftige Arbeit unproduktiv ist, und daß nur durch Wissenschaft disziplinierte, von Kraft veredelte Vernunft ein ehrlicher Führer sein kann auf dem Wege zu Freiheit und Glück.

Die Arbeit des Städters ist märchenhaft mannigfaltig, monumental, ewig. Aus Erbschollen zu Ziegeln umgestaltet, baut der Städter Paläste und Tempel, aus formlosen Klumpen von Eisenerg schafft er Maschinen von erstaunlicher Kompl-

ziertheit. Er hat bereits die Kräfte der Natur seinen hohen Zielen untertänig gemacht, und sie sind ihm dienstbar wie die Djins der orientalischen Märchen dem Weisen, der sie mit der Macht seiner Vernunft geknechtet hat. Der Stadtbewohner hat um sich her eine Atmosphäre von Rationalität geschaffen, er steht immerfort seinen Willen in der Mannigfaltigkeit wunderbarer Dinge verkörpert, in tausenden von Büchern, Bildern, die mit dem Wort und dem Pinsel die majestätischen Qualen seines forschbegierigen Geistes, Träume und Hoffnungen, Liebe und Haß auf ewig festhalten — seine gewaltig große Seele, in der unauslöschlich der Durst nach neuen Ideen, Handlungen, Formen brennt.

Und selbst von der Politik des Staates geknechtet, ist der Städter dennoch innerlich frei — gerade durch die Macht dieser geistigen Freiheit zerstört er und schafft Formen des sozialen Lebens.

Ein Mensch der Tat, hat er sich ein qualvoll gespanntes, aber — schönes Leben geschaffen. Er ist der Erreger aller sozialen Krankheiten, Entartungen, der Schöpfer der Grausamkeit, der Lüge, der Heuchelei, aber — er ist es auch, der jenes Mikroskop geschaffen, das ihm gestattet, mit so qualvoller Deutlichkeit die geringsten Bewegungen seines ewig unbefriedigten Geistes zu erblicken. Er hat in seiner Mitte Zauberer der Wissenschaft, der Kunst, der Technik erzoget — Zauberer und Weise, die unermüdlich diese Grundlagen der Kultur festigen und entwickeln.

Ein großer Sünder an seinem Nächsten und vielleicht ein noch größerer an sich selbst, ist er ein Großmartyrer seiner Bestrebungen, die, indem sie ihn töten, immer neue Freuden und Leiden des Daseins erzeugen.

Sein Geist ist der verfluchte Ahha, er wandert immerzu, wandert in die uferlose Zukunft, irgendwohin dem Greiz des Kosmos zu oder in die Leere des Weltalls, die er vielleicht berufen ist, mit der Emanation seiner Energie zu erfüllen, indem er etwas schaffen wird, was der Vernunft des heutigen Tages unzulänglich ist.

Für den Intellekt ist die Kultur an und für sich wichtig, unabhängig von den Ergebnissen ist der Intellekt an sich vor allem ein Phänomen der Kultur, die komplizierte, geheimnisvollste Erscheinung der Natur, das Organ ihrer Selbsterkenntnis.

Dem Instinkt sind nur die utilitären Resultate der Kultur wichtig, bloß das, was das äußere Wohl des Daseins erhöht, wenn es auch erniedrigende Lüge ist.

Deshalb sollen die Intellektuellen jetzt, wo unweiblich, die erregten Instinkte des Dorfes mit der intellektuellen Kraft der Stadt in Konty treten müssen, die Frucht der jahrhundertelangen Tätigkeit des intellektuellen Elements, den Fabrikarbeiter mit eingeschlossen, in Gefahr gerät, zertrübt, im Entwicklungsprozeß gehemmt zu werden, ihr gewohntes Verhältnis zum Dorfe einer Revision unterziehen.

Es gibt nicht Volk, es gibt nur Klassen. Die Arbeiterklasse war bisher die Schöpferin materieller Werte, heute will sie lebendigen Anteil nehmen an der geistigen, intellektuellen Arbeit. Die meisten Dorfbewohner wollen um jeden Preis ihre Position als Landeigentümer besetzen — andere Wünsche legen sie nicht an den Tag.

Vor den Intellektuellen der ganzen Welt, aller Länder, steht heute die gleiche Aufgabe: ihre Energie der Klasse zur Verfügung zu stellen, deren psychische Eigenheiten die Weiterentwicklung des Kulturprozesses gewährleisten und durchaus befähigt sind, das Tempo dieses Prozesses zu beschleunigen.

## Von der Religion

Aus Leo Tolstois „Kinderweisheit“.

Knabe und Mutter.

Knabe: Warum hat die Kinderfrau sich heute so gepudert und mir die neue Bluse angezogen?

Mutter: Weil heute Feiertag ist und wir in die Kirche gehen.

Knabe: Was für ein Feiertag?

Mutter: Simmelfahrt.

**Knabe:** Was heißt das — Himmelfahrt?

**Mutter:** Das heißt, daß unser Herr Jesus an diesem Tage in den Himmel gefahren ist.

**Knabe:** Was heißt das — in den Himmel gefahren?

**Mutter:** Das heißt — er ist hinaufgeflogen.

**Knabe:** Wie denn, hinaufgeflogen — auf Flügeln?

**Mutter:** Nicht auf Flügeln — einfach hinaufgeflogen, weil er doch Gott ist und als Gott alles kann.

**Knabe:** Wohin ist er geflogen? Papa hat mir doch gesagt, daß der Himmel nur etwas Scheinbares ist, daß dort gar nichts ist, nur die Sterne, und hinter den Sternen wieder Sterne, und daß der Himmel kein Ende hat. Wohin ist er denn da geflogen?

**Mutter (lächelnd):** Es gibt Dinge, die man nicht begreifen kann, die man glauben muß.

**Knabe:** Warum?

**Mutter:** Weil ältere Leute es sagen.

**Knabe:** Du hast mir aber doch selbst gesagt — damals, weißt du, wie ich sagte, daß jemand sterben wird, weil Salz verschüttet worden ist: da sagtest du mir, man müsse nicht alle Dummheiten glauben.

**Mutter:** Dummheiten soll man auch nicht glauben.

**Knabe:** Woran erkennt man denn, was Dummheiten sind und was nicht?

**Mutter:** Woran? — Man soll an die wahre Religion glauben und nicht an Dummheiten.

**Knabe:** Und welches ist dann die wahre Religion?

**Mutter:** Das ist unsere Religion. (Für sich.): Es scheint, daß ich selbst jetzt Dummheiten rede. (Laut): Nun lauf und sag Papa, daß wir gleich gehen. Und laß dir die Schärpe umbinden.

**Knabe:** Und gibt es dann Schokolade nach der Messe?

## Buntes Allerlei

Ein neuer Fortschritt in der drahtlosen Telegraphie. Die drahtlose Telegraphie hat während des Krieges erstaunliche Fortschritte gemacht und eine gewaltige Vervollkommenung erfahren. Besonders durch die Verwendung der Vakuumröhren ist die Empfindlichkeit der Empfangsapparate in einer Weise gesteigert worden, wie man es in der kurzen Zeit wohl kaum zu hoffen gewagt hätte. Neuestens ist es nun der rastlos weiterarbeitenden Technik gelungen die Empfindlichkeit der Apparate so weit zu steigern, daß man drahtlose Telegramme aus einer Entfernung von 12 000 Kilometer mittels des Morse-Schreibapparates aufnehmen konnte. Dies bedeutet einen ungeheuer wichtigen Fortschritt. Denn während man bisher auf größere Entfernungen nur mittels des sehr empfindlichen Telephons die Zeichen abhören konnte — weil kein anderer Apparat empfindlich genug war — ist es jetzt möglich geworden, die Telegramme mit dem Morse-Schreiber zu fixieren und bequem und sicher abzulesen. Die Entfernung von 12 000 Kilometer war ja für die drahtlose Telegraphie bereits eine überwindene, aber eben nur für die unbequemere und unsichere „Hör“methode. — Der neue Fortschritt ist der Telefunken-Gesellschaft zu verdanken, die auf ihrer Empfangsstation in Weltow, der eigentlichen Empfangsstation unserer größten deutschen Station Nauen, solche Telegramme von zwei Großstationen in Holländisch-Indien auf der Insel Java, Tjilikin und Malabar mit dem Morse-Schreiber aufgenommen hat.

Wilhelms II. verfehlt Berni. Wir lesen im „Firn“ (Sozialistische Rundschau). In Berliner Blättern finden wir eine N. v. W. gezeichnete Plauderei über die „Kleiderkammern des Hofstaates“, in der es heißt: „Eine der ersten Maßnahmen, die Wilhelm II. nach seinem Regierungsbeginn vornahm, war eine Umänderung der für die Hofbeamten bis dahin vorgeschriebenen Trachten. Durch eine Kabinettsorder verfügte er, es sei „sein Wille“, die geschichtlichen und malerischen Gebräuche der Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, und man darf glauben, daß er selbst zu Stift und Pinsel griff, um die bunten Kostüme zu entwerfen, die ihm vorlwebten. Die alten, streif-

beinigen Veteranen der Schloßgarde-Kompanie wurden in friberizianische Leibbröde, enge Beinleiber und Samaschen gezwängt. Der Adjutant des Kaisers, der Herz von Scholl, ein hünenhafter Lasse aus Darmstadt, erhielt die Charge eines „Generalkapitän der Schloß- und Leibgarde“ und mußte, ebenfalls mit Dreispiz und Puderzopf angetan, seinen operettenhaften Truppen friberizianische Honneurs kommandieren, wenn der Kaiser bei Hoffesten den Saal betrat.“ Es ist immer ein Glend, wenn einer seinen Beruf verfehlt, aber in keinem ist der Schaden so groß gewesen wie hier! Wenn man bedenkt, was für ein Kaiser dieser Mensch gewesen ist und wach ein Schneider er hätte werden können! Die hier vorliegende Tatsache, daß die Monarchie einem Mann mit den glänzendsten Anlagen zu einem Schneider gebietet, einen Kaiser zu machen, ist vollauf geeignet, diese Einrichtung für ewige Zeiten zu Grabe zu läuten!

Heines „Buch der Lieder“ erscheint in 60. Auflage im Ursprungsverlag von Hoffmann u. Campe. Da die Auflage laut Ausweis der Rechnungen, die der Verlag im Archiv bewahrt, in den ersten Jahren 3000 Exemplare betrug, dann stets 6000 bis 10 000 Exemplare, so dürfte etwa eine halbe Million von dem weltberühmt gewordenen Buche seitens des Verlags hinausgeschickt worden sein — ungerchnet die Zehntausende von Exemplaren, die in den „Gesammelten Werken“ enthalten sind. (Ungerchnet auch die Millionen Bücher, die nach dem Freiwerden der Werke Heines seit dem Jahre 1886 von zahlreichen andern Verlegern gedruckt werden.) Die 60. Auflage dieser „Hamburger Original-Ausgabe“ gibt sich in festlichem Gewand mit Wiedergaben der Titel- und Umschlagsplatten der alten Ausgaben von 1827 und 1854 und erinnert in einer Note an ein Wort Heines: „In Hamburg ward mir bereits ein Denkmal errichtet. Links vom Börsenplatz steht du ein großes, schönes Haus, welches meinem Verleger Campe gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen von meinem „Buch der Lieder.“ Wenn hier Heine übrigens von einem „Denkmal in Hamburg“ spricht, so dachte er ganz gewiß noch nicht an das vor etlichen Jahren aus Korfu verbannte, dann in einem verschwiegenen Winkel einer Hamburger Seitenstraße, dem Barkhof, aufgestellte Denkmal, das jetzt schon seit Monaten mit Schmutz und Unrat bespritzt, mit abgeschlagener Finger- und Griffelspitze dasteht, ohne daß eine Hand sich zu seiner Restaurierung rührt, ein Denkmal, nicht für den Dichter, sondern für Hamburgs Schande.

## Heiteres

Die Vorteile einer zweiten Frau. Die in den Diamantgruben von Südafrika beschäftigten Eingeborenen erhalten hohe Löhne, die viele von ihnen den Aufsehern zum Aufbewahren anvertrauen. Häufig kommt es vor, daß schwarze Arbeiter bei ihm ein Guthaben von 600—800 Mark besitzen, und die dem weißen Aufseher anvertraute Summe übersteigt zuweilen 20 000 Mark. Einmal kam ein junger Bondoneger zum Aufseher und verlangte die Auszahlung seiner Ersparnisse weil er eine Frau kaufen wolle. „Aber voriges Jahr habt Ihr genau dasselbe gesagt,“ entgegnete der Aufseher, „hoffentlich ist kein Unglück geschehen.“ — „O nein,“ sagte der Neger, „eine Frau, sie zankt mit mir, zwei Frauen, sie zanken miteinander, ich in Frieden!“

Ein Sachse hörte, wie an einem Stammtisch einer die Scherzfrage stellte, was der Unterschied zwischen Römern und Griechen sei. Die Antwort lautete: „Die Griechen können wohl aus Römern, die Römer aber nicht aus Griechen trinken.“ Verständnisvoll schüttelte der Sachse den Kopf und fragte: „Entschuldigen Sie gütlichst warum nennen denn die Römer nicht aus Griechen (Krügen) trinken?“

Wahres Geschichtchen. Meyers haben nach langem vergeblichem Suchen endlich einen Eisenbahnwagen als Wohnung gefunden. Voller Freude macht sich die ganze Familie auf, ihr neues Heim zu besichtigen. Die kleine Lotte staunt über die eigenartige Behausung, immer wieder schaut sie das Bremserhäuschen an. Endlich meint sie: „Schau nur, Mutti, genau wie in unserer alten Wohnung, das Klosett steigt auch eine halbe Treppe höher!“ („Lill“.)